

Versammlungsberichte des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande.

(Vgl. B. J. 130, S. 302 ff)

Am 22. November 1925 sprach Geheimrat Winter: **Über zwei Richtungen in der bildenden Kunst.** Der Vortrag wird später erscheinen.

Am 13. Dezember 1925 sprach zur Feier von Winckelmanns Geburtstag Prof. Dr. Oxé: **Über die römische Meile eine griechische Schöpfung.** Der Vortrag erscheint in diesem Jahrbuch 131, S. 213 ff.

Am 24. Januar 1926 sprach Prof. Dr. Lehner: **Über Altes und Neues vom Römerlager Vetera.** Der Vortrag erschien in einem Sonderheft: Das Römerlager Vetera bei Xanten, bei Röhrscheid in Bonn 1926. Dieses Heft wurde dem Jahrbuch 130 für sämtliche Mitglieder des Vereins beigelegt.

Am 7. März 1926 sprach Prof. Dr. C. Clemen: **Über vorgeschichtliche Sonnenverehrung.**

Der Vortragende wies zunächst auf die Schwierigkeit derartiger Untersuchungen hin und zeigte, dass wir doch schon über die Religion der Steinzeit manches wüssten. So könnten auch die napf- oder becherförmigen Vertiefungen künstlichen Ursprungs und die Verzierungen in der Form von Ringen, Halbkreisen oder Spiralen, wie sie sich auf neolithischen Steingräbern finden, von Haus aus Sonnensymbole sein, ohne dass die Sonne feierlich als Gottheit aufgefasst oder auch nur die Symbole, wenn sie aus der Fremde stammen sollten, in ihrem ursprünglichen Sinn verstanden worden sein mussten. Auch dass die Anlage von Stonehenge ein Sonnenheiligtum war, ist nicht sicher, wenngleich wohl immer noch am wahrscheinlichsten, und erst recht kühn ist es, die in der Nähe davon gelegene Rennbahn, unter der Voraussetzung, dass sie ebenso alt ist, zu einem Sonnenzauber (der Nachahmung des scheinbaren Sonnenlaufes zum Zwecke seiner Herbeiführung) dienen zu lassen, bei dem ausserdem die Sonne noch nicht gerade als Gottheit gedacht worden zu sein brauchte. Sichere Beweise für Sonnenverehrung haben wir also erst aus der Bronzezeit und vor allem in dem bei Trundholm auf Seeland gefundenen Gefährt, das der Sonne dargebracht worden sein wird, um ihr die tägliche Zurücklegung ihres scheinbaren Weges am Himmel zu ermöglichen, nachdem es vorher in grösserer Ausführung und wohl zu bestimmten

Zeiten herumgefahren worden sein wird, um den besuchten Gegenden den Segen der Sonne zuzuwenden. Auch wenn auf einem in Siem in Jütland ausgegrabenen Gefäß die Sonnenscheibe in einem Boot fährt, das in Vogelhäuse ausläuft, so weist das auf Sonnenverehrung hin; sind doch ebenfalls in Jütland, bei Nors, hundert kleine, mit der Sonnenscheibe geschmückte Schiffchen aus Gold entdeckt worden, die man wieder der Sonne dargebracht haben wird, damit sie jeden Tag von neuem ihre scheinbare Fahrt am Himmel zurücklegen könnte. Ja wahrscheinlich stellen ebenso die auf Rädern gehenden hohlen Vögel, die in Italien, und die mit Vögeln, Vogelhälsen oder ähnlichen Gebilden verzierten und zum Teil Kessel tragenden Wagen, die an verschiedenen Stellen in Mitteleuropa zu Tage gekommen sind (auch der erst der älteren Eisenzeit angehörige Wagen von Strettweg in Ungarn), sowie endlich das eine Schale tragende tönernerne Pferdchen, das Ende des vorigen Jahrhunderts in der sog. Beckersloh bei Nürnberg gefunden wurde, die Sonne dar und dienten als Weihegeschenk für sie, nachdem sie vorher und in größerer Ausführung in Prozessionen herumgefahren worden waren. Auch die runden Harzkuchen, die sich schon aus der Bronzezeit erhalten haben, könnten Opfer für die Sonne gebildet haben, und die an Bronzeröhren hängenden Ringe, die in Frankreich gefunden worden sind, könnten irgendwie in ihrem Kult verwendet worden sein, während die in derselben Zeit und später vorkommenden ursprünglichen Sonnensymbole nicht mehr diesen Sinn gehabt zu haben brauchen. Oder, wo eine Scheibe doch noch als Bild der Sonne aufgefasst wurde, brauchte diese nicht als Gottheit gedacht zu werden; ihre Verehrung spielte vielmehr wenigstens in Europa, soweit es nicht vom Orient beeinflusst war, keine grosse Rolle mehr, sondern ist hier im wesentlichen tatsächlich eine Erscheinung der Vorgeschichte. Der vollständige Vortrag soll im „Anthropos“ erscheinen.

Am 28. März 1926 sprach Prof. Dr. Oelmann: **Über indische Paläste.**

Die leitenden Gedanken des durch zahlreiche Lichtbilder erläuterten Vortrages bilden zugleich die Grundlage einer Besprechung des Werkes von O. Reuther über „Indische Paläste und Wohnhäuser“ (Berlin 1925), die inzwischen in den Göttinger gelehrten Anzeigen erschienen ist. Wir können uns daher auf eine kurze Zusammenfassung beschränken.

Die Baukunst Indiens macht mit ihrem fast märchenhaften, für den klassizistisch gebildeten Europäer oft überladen erscheinenden Reichtum zunächst einen verwirrenden Eindruck. Wenn man sich aber länger mit ihr beschäftigt und das Augenmerk auf das in aller Architektur wesentliche Element, nämlich die Raumformen richtet, so zeigt sich, dass das bunte Bild sich sehr vereinfachen lässt, dass sich die Fülle der räumlichen bzw. körperlichen Erscheinungen auf einige wenige räumliche Grundformen zurückführen lässt.

Der gesamte Tempelbau zunächst ist Zentral- oder Lotbau, er wurzelt somit im Rundstil und zwar im besonderen im Typus des Kegeldachhauses, das allerdings — unter dem Einfluss des Rechteckstils — fast ausnahmslos zum quatratischen Pyramidendachhause sich gewandelt hat.

Dagegen hat im Wohnbau der rechteckige Lang- oder Richtungsbau völlig die Oberhand gewonnen. Da herrscht je nach den klimatischen Verhältnissen der betreffenden Landschaft entweder das Firstdachhaus oder das kastenförmige Flachdachhaus, ersteres naturgemäss in den immerfeuchten Waldlandschaften der Malabarküste und des südlichen Himalajahanges, letzteres im wüstenhaft trockenen Nordwesten, d. h. im Indusgebiet, von wo es sich namentlich in den Städten weit in die zeitweise trockenen Savannenlandschaften des Gangestales und des Dekan vorgeschoben hat. Die Residenzen der Mongolenkaiser von Akbar bis Aurangzeb, die uns heute noch ein überaus glänzendes Bild indischen Palastbaues vermitteln, liegen in Lahor, Delhi, Agra und Fathpur Sikri, also in Landschaften mit mehr oder weniger trockenem Klima. Ihre weitläufigen Palastanlagen gehören dementsprechend zur Kategorie des Flachdachbaus und zeigen dessen Eigentümlichkeiten auch in der Art der Raumaddition aufs deutlichste. Dahin gehört zunächst das Zusammenschliessen der Einzelgebäude um viereckige Binnenhöfe, vor allem aber — bei Mehrgeschossigkeit — der stufenförmige Aufbau der Gebäude, der für den Flachdachbau nicht nur der altweltlichen Trockenzone von Nordafrika bis Vorder- und Mittelasien, sondern auch des nordamerikanischen Trockengebietes so bezeichnend ist. Wenn daneben auch hier und da (bei Pavillons, Erkern und obersten Stockwerken) das Firstdach (namentlich bengalischer Form) auftritt und eine reizvolle Abwechslung in die Silhouette der durchweg flachdachigen Baukomplexe hineinbringt, so ist das lediglich ästhetischen Bedürfnissen zu verdanken.

Dieses Nebeneinander und gegenseitige Durchdringen der zwei Grundformen des Rechteckstils, nämlich des Flachdachhauses und des Firstdachhauses, ist nicht zuletzt in methodischer Hinsicht lehrreich, denn es hat in vieler Beziehung seine Parallele in der griechischen Baukunst. Auch in Griechenland mit seinen feuchten Wintern und regenlosen Sommern stehen seit frühester Zeit Flachdachhaus und Firstdachhaus nebeneinander und gegeneinander im Wettbewerb, der sich wie in Indien für die Entwicklung der Architektur ausserordentlich fruchtbar erwiesen hat (vgl. Bonn. Jahrb. 129, Seite 108).

Am 9. Mai 1926 sprach Prof. Dr. Hennig aus Düsseldorf über: **Schultens Tartessos-Forschungen und die Lösung des Atlantis-Rätsels.**

Adolf Schulten liess im Jahre 1922 ein Buch „Tartessos“ erscheinen, das in Wahrheit eine Lücke in der wissenschaftlichen Literatur ausfüllte, da es zum ersten Male die altspanische, reiche Handelsstadt, die uns in der griechischen Literatur als Tartessos, in der Bibel an zahlreichen Stellen als Tarschisch entgegentritt, zum Gegenstand einer Monographie machte. Jegliche Spuren der alten Stadt sind seit über 2000 Jahren so vollständig verschwunden, dass man noch bis in die jüngste Zeit hinein häufig an der schon im Altertum aufgekommenen Vorstellung festhielt, Tartessos müsse wohl mit dem phönizischen Gades identisch gewesen sein. Das ist unzweifelhaft ein Irrtum. Beide Handelsstädte waren benachbart, aber nicht identisch. Ja, Gades scheint sogar ums

Jahr 1100 v. Chr. von den Phöniziern eigens begründet worden zu sein, um möglichst bequem mit dem an der ehemals zwifach, wenn nicht gar vierfach (Avien 289: ore bis gemino) geteilten Guadalquivirmündung auf einer von den Mündungsarmen gelegenen Strominsel Cartare gelegenen Tartessos Handel treiben zu können. Tartessos vermittelte den Metallhandel der Mittelmeervölker anscheinend schon seit der Zeit vor 2000 v. Chr. in erheblichem Umfang. Die reichen Silber- und Kupferschätze der nahen Sierra Morena, dazu das anfänglich aus der Bretagne, später aus Cornwall geholte Zinn und die aus Kupfer und Zinn gewonnene Bronze, die in SW-Spanien schon um 2500 v. Chr. verhüttet wurde, bildeten die Grundlage des Tartessos-Handels und des sehr hohen Reichtums der Stadt. Ursprünglich betrieb Tartessos wohl auf eigene Rechnung Metallhandel im Mittelmeer. Später sicherten sich die Phönizier durch die Gründung von Gades eine Monopolstellung als Zwischenhändler, und tartessische Schiffe werden dann ihrerseits im Mittelmeer nicht mehr erschienen sein. Anscheinend befuhren die phönizischen Fahrzeuge im wesentlichen nur das Mittelmeer und dürften (im Gegensatz zu der einst weit verbreiteten Meinung) an der atlantischen Küste schwerlich viel über Tartessos hinausgelangt sein. Die Küste zwischen Tartessos und der Bretagne war demgegenüber offenbar der tartessischen Schifffahrt allein vorbehalten, während die Fahrten von den bretagnischen Inseln zum Zinnlande Cornwall von den Oestrymniern ausgeführt wurde, einem an der Küste der Bretagne wohnenden, sehr tüchtigen Seefahrervolk.

Etwa um 660 v. Chr. fand zum ersten Male ein griechisches Schiff durch Zufall den Weg nach Tartessos, und nahezu 150 Jahre lang bestand in der Folge ein äusserst reger griechischer Handelsverkehr mit der reichen Königin des Westens, bis die Karthager etwa 530—510 v. Chr. Südspanien eroberten, Tartessos offenbar zerstörten und eine durch 300 Jahre strengstens durchgeführte Sperrung der Strasse von Gibraltar für jede nicht-karthagische Schifffahrt verfügten, so dass in der Zeit zwischen ca. 509 und 214 v. Chr., soweit bekannt, nur ein einziges Mal ein Nicht-Karthager die Erlaubnis erhielt, den Ozean zu Forschungszwecken zu befahren: Pytheas von Massilia.

Schulten hat sich das Ziel gesteckt, die Stelle, wo Tartessos gelegen haben muss, wieder aufzufinden und nach Möglichkeit dann die Überreste auszugraben. Die Aufgabe dürfte schwieriger sein als dereinst bei Troja, Mykenä, Ninive usw., denn es ist so gut wie gewiss, dass die alte Stadtstelle unter riesigen Wanderdünen verschüttet liegt, die im Norden der Guadalquivir-Mündung die Küste beherrschen und den Flusslauf stark nach Süden abgedrängt haben. Nach jahrelangen Studien im Gelände, an denen der Topograph General Dr. Lammerer, der Tübinger Geograph Prof. Dr. Jessen und der englische Archäologe Bonsor teilnahmen, hat Schulten im Herbst 1923 mit der ersten Probe-Grabung begonnen, die in jener wirtschaftlich so schwierigen Zeit nur durch die Munifizienz des Herzogs von Tarifa, des Eigentümers der fraglichen Ländereien, ermöglicht wurde. Im Herbst 1924 wurden sie fortgesetzt und sollen nach zweijähriger Unterbrechung im Herbst 1926 in grösserem Massstab

neuerdings aufgenommen werden. In den zwei bisherigen Kampagnen ist Tartessos selbst noch nicht gefunden worden, wenn auch gewisse Anzeichen darauf hindeuten, dass man ihm auf der Spur ist. Anscheinend hat sich das Land etwas gesenkt, und die Ruinen sind unter den Grundwasserspiegel gesunken, so dass Schulten 1926 unter Verwendung von Pumpen bis auf 10 Meter Tiefe graben will. Die gewaltigen Dünen gestatten natürlich nur an wenigen Stellen an den Boden heranzukommen. Gefunden hat man 1923 Überreste eines spätrömischen Fischerdorfes, in dem merkwürdig viel Steinmaterial verwendet war. Da die Gegend weit und breit absolut steinlos ist, sieht Schulten hierin wohl mit Recht ein Anzeichen, dass die Fischer eine in der Nähe liegende, ältere Trümmerstätte ausgebeutet haben müssen. Der interessanteste Fund, der bisher gelungen ist, war ein Fingerring mit eingravierten, vollständig unbekanntem Schriftzeichen, die keinem bekannten Alphabet gleichen, wenn auch einzelne Buchstaben sowohl den griechischen wie den Runen-Zeichen ähneln. Da die alten Tartessier nachweislich eine eigne Schrift und sogar eine eigne Literatur besessen haben, wäre es denkbar, dass die Zeichen des Ringes tartessisch sind. Dass Tartessos an der von Schulten bezeichneten Stelle gelegen haben muss, kann kaum einem begründeten Zweifel unterliegen, und dennoch wird eine etwaige Wiederauffindung der sicher noch vorhandenen Überreste mehr als in anderen ähnlichen Fällen eine reine Glückssache sein.

So bedeutsam und interessant das reine Tartessos-Problem als solches ist, seine kulturhistorische Bedeutung wird in ganz ausserordentlicher und unvermuteter Weise dadurch gesteigert, dass sich von ihm Fäden hinüberspinnen zu zwei anderen, unter sich ganz verschiedenen Rätselfragen der griechischen Literatur. Bereits Schulten hat mit wichtiger Beweisführung darauf aufmerksam gemacht, das höchst triftige Gründe für eine Identität von Tartessos mit der sagenumwobenen Atlantis-Insel Platos sprechen: „Wie Tartessos liegt die Atlantis auf einer Insel bei Gades, ist reich vor allem an Metallen — ein ganz auffallender Zug, der so wie auf Tartessos auf kein anderes Land passt —, und unter den Metallen wird das Zinn genannt, das die Tartessier importieren, und die Bronze, in der sie Bedeutendes leisten.“

Die unendlich reiche, „schöne, alte Wunderstadt, mit der die Helenen durch eineinhalb Jahrhunderte hindurch einen äusserst regen, direkten Handel betrieben, war zu Platos Zeiten seit mehr als 100 Jahren völlig spurlos verschwunden, ausgewischt; die Meere jenseits der Strasse von Gibraltar waren nach dem Untergang der Stadt in der Tat fast von heute auf morgen „un-schiffbar geworden“ — infolge der politischen Sperrung der Meeresenge durch die Karthager. Nicht nur der Umstand, dass in Platos Atlantis-Erzählung gewisse geographische Hinweise (gaditanisches Gebiet, Säulen des Herakles) auf SW-Spanien hinweisen, macht die Identität von Tartessos und Atlantis annehmbar, sondern vor allem auch der Umstand, dass der wunderbare Poseidontempel der Atlantier, in dessen Hof zwei Quellen entspringen sollten, offensichtlich identisch war mit dem phönizischen Melkarttempel bei Gades, dessen Reste Schulten auf der heut unbewohnten, kleinen Insel Santipetri nach-

gewiesen hat und in dem tatsächlich zwei Quellen entsprangen (an der Meeresküste eine sehr auffällige Erscheinung!), wie sich noch heute an Ort und Stelle erkennen lässt. Auf die hochinteressante Parallele, die Schulten zwischen Atlantis und Tartessos gezogen hat, fällt nun aber ganz unvermutet ein noch eigenartigeres und interessanteres Licht, da es nach den neuesten Untersuchungen höchst wahrscheinlich geworden ist, dass auch in Homers Odyssee ein Abbild der glänzenden spanischen Zwillingsstädte Tartessos und Gades gezeichnet ist. Da zu Homers Zeit diese beiden Städte die reichsten und grossartigsten von ganz Europa waren, da ferner Homers Geographie überwiegend auf phönizischen Berichten basiert, musste es von vornherein ausserordentlich auffallend erscheinen, dass die Odyssee mit ihrem ausgeprägten Blick nach den im Westen gelegenen Ländern und Meeren von jenen glänzendsten Handelsplätzen des Zeitalters gar keine Notiz genommen haben sollte. Schon 1889 hatte der Direktor der Bremer Navigationschule, Breusing, in einer ausgezeichneten nautischen Studie über die Irrfahrt des Odysseus der Vermutung Ausdruck gegeben, Ogygia könne wohl nur Madeira und das Phäakenland Scheria müsse Gades sein (von Tartessos wusste er noch nichts). Später hat v. Wilamowitz-Möllendorff betont, die Schilderung der Odyssee lasse mit Sicherheit darauf schliessen, dass Scheria nicht, wie üblich, auf Korfu, sondern im äussersten Westen anzusetzen sei, und Schliemann machte darauf aufmerksam, dass der Name Scheria offenbar nicht mit dem griechischen Worte $\sigma\chi\epsilon\rho\acute{\omicron}\varsigma$ sondern mit dem phönizisch-hebräischen Schchr = Handel (Schacher), griechisch $\sigma\chi\epsilon\rho$, zusammenhängen müsse; das wichtigste Handelsgebiet der Phönizier im homerischen Zeitalter war aber Tartessos. Nach dem Erscheinen von Schultens Tartessos-Werk haben dann unabhängig voneinander Netolitzky (Czernowitz) und Leutz-Spitta (Neidenburg) die Vermutung ausgesprochen, das homerische Scheria scheine das historische Tartessos gewesen zu sein. Ich selbst habe diese These nachgeprüft und in meinem Werk „Von rätselhaften Ländern“ 1925 eine solche Fülle von schwerwiegenden Beweisen dafür zusammengetragen, dass heute schon eine ganze Reihe von namhaften Geographen, Historikern, Prähistorikern und Archäologen dafür gewonnen ist. Die 1910 von Fr. Kluge bereits mit gerechter Verwunderung hervorgehobene, weitgehende Ähnlichkeit zwischen Platos Atlantis- und Homers Scheria-Schilderung löst sich somit allem Anschein nach in ebenso unerwarteter wie befriedigender Weise auf. Eine grössere Anzahl von Lichtbildern erläuterte den Vortrag.

Am 13. Juni 1926 unternahm der Verein einen heimatkundlichen **Ausflug nach Erpel und Linz**. Die geschichtliche Erläuterungen hatte Privatdozent Dr. Steinbach, die kunstgeschichtlichen Fr. Dr. Huyssen freundlichst übernommen, welche darüber folgende Referate zur Verfügung stellten.

Herr Dr. Steinbach: **Über Erpel und Linz**. Vorgeschichtliche Funde sind zwar aus Erpel nicht bekannt, aber die siedlungsgeographische Lage und der Name lassen auf ein hohes Alter der Niederlassung schliessen. Auch die frühmittelalterliche Überlieferung nennt Erpel noch nicht. Da das

benachbarte Unkel als zum Odangau gehörig überliefert ist, dürfen wir vermuten, dass auch Erpel in dieser Periode politisch in jenen grösseren Siedlungsraum der linken Rheinseite eingegliedert war, gleich wie das südlich gelegene Kasbach zum Ahrgau gehörte. An eine Rheinverlagerung in historischer Zeit ist nicht zu denken. Wir haben hier vielmehr einen glänzenden Beweis, wie wenig schon in damaliger Zeit der Rhein eine Grenze bedeutet hat. 1116 wird Erpel zum ersten Mal urkundlich erwähnt. Es ist kölnisches Lehen. Lehnsinhaber sind wahrscheinlich die Grafen von Berg gewesen. Nach dem Heimfall wird es ans Domkapitel verpfändet. Dieses sichert sich das Recht freier Vogtswahl und schliesslich seit 1167 die Vogtsfreiheit. Seitdem besass das Domkapitel die volle Gerichtshoheit und damit den wesentlichsten Bestandteil der Landeshoheit. Der eigentliche Landesherr, der Erzbischof von Köln, hat in Erpel nichts zu sagen. Diese Tatsache ist für Erpels Entwicklung verhängnisvoll geworden.

Erpel nimmt im Mittelalter unter den mittelrheinischen Orten eine sehr beachtliche Stellung ein. Sie beruht natürlich in erster Linie auf der Bedeutung seiner Urproduktion. Der Weinbau an den Hängen und bis in die Rheinebene hinein, in den Gärten und an den Häusern, wo er heute längst verschwunden ist, spielt eine beträchtliche Rolle. Aber auch der Getreidebau ist nicht unbedeutend. Erwähnenswert ist, dass der Roggen um 1400 vom Weizen verdrängt wird. Im 14. Jahrhundert ist die Brache mit Futterkräutern besümmert. Für die Viehzucht verfügte Erpel zusammen mit Bruchhausen, Kasbach, Heister und Orsberg über eine umfangreiche Mark mit Weide und Wald.

Aber das Eigentümliche an diesem Dorfe Erpel ist sein starkes Handels- und Gewerbeleben. Im Jahre 1388 hören wir von einem Kloben, d. h. einem Holzgestell mit aneinandergereihten Trauben, das dem Rheinzöllner in Köln jährlich geliefert werden muss. Dafür geniessen die Erpeler Zollfreiheit für alle Waren, die sie binnen Köln kaufen. Erpel hatte eignes Mass und Gewicht. Schon im 13. Jahrhundert hatte Erpel einen Jahrmarkt, der vom 1. Oktober bis 11. November vom Domkapitel festgesetzt wurde. Auch dafür wurde als Abgabe ein Kloben geleistet. Neben diesem Herbstmarkte fand aber nachweislich mindestens seit dem 14. Jahrhundert ein täglicher Verkauf von Lebensmitteln, Mehl, Brot, Fleisch und Wein, ferner von Fischen, Rüb- und Lampenöl, Tran, Lederschmiere in den Häusern der Krämer, Bäcker, Fleischer, Winzer und Wirte statt. Erpel ist, was die wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen betrifft, völlig eine Stadt geworden. 1420 wurde ihm ein freier Wochenmarkt zugestanden. Er dauerte von Montagmittag bis Mittwochmittag. Diesen entwickelten Wirtschaftsverhältnissen entspricht es, dass wir von einer Judengasse im 15. Jahrhundert hören und überhaupt vom Zuzug vieler Fremden nach Erpel erfahren. Für die strebsame Erpeler Jugend standen Stipendien an den Universitäten Köln und Erfurt zur Verfügung.

So wundern wir uns nicht, dass in dieser Periode ein kräftiges Gemeindeleben sich entfaltet und der Einfluss des Gemeindeherrn, des Kölner Domkapitels, stark zurückgedrängt wird. Auffällig ist vielmehr, dass es nicht zur Verleihung

von Stadtrechten und zur Ausbildung oder Übertragung einer städtischen Verfassung kommt. Im 15. Jahrhundert ist zwar von oppidum und oppidani von Erpel häufig die Rede. Erpel tritt in der Reihe der an der Kölner Stiftsfehde beteiligten Städte auf. Aber das Linzer Stadtrecht vom Ende des 15. Jahrhunderts spricht von einem Dorfe Erpel. Und Erpel ist in der Tat niemals Stadt im rechtlichen Sinne geworden.

Gerade darum ist Erpel eines der lehrreichsten Beispiele kommunaler Entwicklung im Rheinland und hat frühzeitig die Aufmerksamkeit von Forschern wie Lamprecht und Sieveking auf sich gezogen.

In Erpel gab es einen Fronhof des Domkapitels; ausserdem waren die Herren von Randerath, die Abtei Deutz, das Stift Rheindorf, das Kloster Rolandswerth, Marienforst und eine Reihe andere Grundherren wenigstens in späterer Zeit in Erpel begütert. Ein Teil von ihnen nachweislich schon im 12. Jahrhundert. Ihnen und den zweifellos vorhandenen freien Bauern gegenüber nimmt das Domkapitel eine Sonderstellung ein, seit es vom 12. Jahrhundert ab die öffentliche Gerichtshoheit in Händen hält. Es ist infolgedessen ganz natürlich, dass sich die Entwicklung der Ortsgemeinde unter beständigen Kämpfen und Reibungen mit dem Domkapitel vollzieht. Die Fronhofverfassung ist zwar vollständig zerfallen. Aber das Kapitel hatte noch Weinberge im Eigenbau und mit den andern im Gemenge liegen. Um derentwillen beanspruchte es die Bestimmung der Weinlese und setzte durch, dass sein Windelbote, der zur Zeit der Weinlese von Köln herüberkam, in dieser Jahreszeit an die Stelle der beiden Ortsvorsteher trat. Die Erpeler hatten also im 15. Jahrhundert eine Selbstverwaltung mit zeitlicher Unterbrechung.

Die Machtbefugnis des Domkapitels rührte nicht aus seiner Eigenschaft als Grundherr, sondern aus seiner Gerichtshoheit her, aber sie hat sich dann zum Teil auf grundherrliche Dinge ausgewirkt. Und das ist das Verhängnis für Erpels Entwicklung. Wäre der Gerichtsherr und Grundherr Kurköln gewesen oder ein anderer Landesherr, so wäre sie ganz anders verlaufen. Die Territorialherren hatten ein Interesse an der städtischen Entwicklung. Sie verliehen Stadtrechte und schufen meist auch die Mauerwerke. Auch Erpel ist zwar, zunächst mit Wall und Graben, dann im Anfang des 15. Jahrhunderts mit Mauern befestigt worden. Im 16. Jahrhundert, besonders im truchsessischen Kriege, haben sie den Erpelern gute Dienste getan, als die streng altgläubigen Linzer und Unkeler heranzogen, um Erpel zu bestrafen, dass es ihnen nicht gegen die Truchsessischen zu Hilfe gekommen war. Aber diese Aufwendungen mussten aus eigenem Antrieb der Bürgerschaft gemacht werden. Dem Domkapitel war naturgemäss wenig an der städtischen Entwicklung gelegen, ihm kam es auf die Wahrung seiner gerichtsherrlichen und grundherrlichen Einkünfte an.

Schon seit dem 15. Jahrhundert setzt in Erpel der Rückgang ein. Zunächst war Erpel verpfändet an die Grafen von Nassau und die Herren von Nesselrode. Besonders die letzteren scheinen, da sie ortsansässig waren, in stärkerem Masse als die Kölner Domherren, die nur einmal im Jahre herüberkamen, die in

ihrem Pfandbesitz befindliche Gerichtsgewalt ausgenützt zu haben, um die grundherrlichen Einkünfte zu steigern. Das Domkapitel löst zwar bald das Pfand wieder ein, aber von nun an erlangten die hofrechtlichen Verhältnisse wieder grössere Bedeutung und werden nun auch unter dem Einfluss der Gerichtsherrschaft auf Güter ausgedehnt, die früher mit der domstiftischen Grundherrschaft nichts zu tun gehabt haben. 1493 werden alle Güter der Erpeler Mark als domstiftische Lehen gewiesen.

1587 bitten die Erpeler, ihnen das Recht einer Zollerhebung zu geben für auswärtiges Vieh, das durchgetrieben würde. Sie berufen sich dabei auf ein früher vorhandenes Marktrecht, das „folgentz wissen nit aus wasserlei Ursache uf Linz veruket worden“. Sic transit gloria mundi! Die Erpeler wissen nur noch vom Hörensagen, dass ihr Ort einmal bedeutender gewesen. Dann kommt die Zeit des Absolutismus. Nur Fürstengunst und -förderung konnte mehr Sicherheit und wirtschaftliche Entfaltung gewährleisten. Unkel kommt empor, Linz hält sich, Erpel geht mehr und mehr zurück. 1610 erscheinen die Erpeler als kleine verarmte Winzer; von städtischer Wirtschaft bleibt keine Spur mehr.

Die verarmten, engen, dumpfen Verhältnisse mögen auch mitverursacht haben, dass in Erpel im 17. Jahrhundert der Hexenwahn besonders garstige Blüten getrieben hat. Nicht weniger als 20 Opfer sind hier bis zum Jahre 1631 hingerichtet worden. Leiden und Tod der letzten sog. Hexenkönigin Anna Katharina Nurberg wird vom Rhein. Antiquarius ausführlich geschildert. Erpel ist aus seinem Niedergang nicht wieder herausgekommen. Seine Blüte liegt vor dem 16. Jahrhundert. In der Neuzeit ist es ein Bauern- und Winzerdorf geblieben.

Es ist leider nicht möglich, an dieser Stelle den längeren Überblick über die innere und äussere Geschichte von Linz wiederzugeben, den Dr. Steinbach vor Beginn der Führung gab. Es sei statt dessen hingewiesen auf die Schrift von L. van Laak, Aus dem Werdegang der Stadt Linz in kurkölnischer Zeit. Neuwied-Linz 1922. Abgesehen von den wechsellvollen politischen Schicksalen der Stadt Linz — der Vortragende wies besonders hin auf die Bedeutung der „Linzer Union“, die alle Städte und Plätze von Leutesdorf bis Königswinter umfasste, einschliesslich Remagen und Mehlem auf der anderen Rheinseite, und auf die Belagerung der Stadt durch das Reichsbeer unter Albrecht Achilles — bietet auch die innere Entwicklung soviel eigenartige Züge, dass man sich eine eingehende Untersuchung und Darstellung wünscht, die bei dem reichen Quellenbestand wertvolle Einblicke in das Wesen rheinischer Stadtgeschichte verspricht.

Fräulein Dr. E. Huyssen berichtet folgendes:

Linz und Erpel, am Fusse der noch heute herrlich ragenden Erpelerlei, gehören zu den wenigen rheinischen Städtchen, die nicht urplötzlich in den letzten beiden Menschenaltern ihren Charakter durch Industrie- oder Kuranlagen verändert haben. Noch heute ist der Stil der Lebensführung ihrer Bewohner der gleiche geblieben, wie er durch die Jahrhunderte einer stetigen Ent-

wicklung gewahrt wurde. Erpel ist noch heute ein Dorf bauerlichen Charakters, Linz eine Handelsstadt — nur dass an Stelle des mittelalterlichen Wein- und Lederhandels, jetzt die Verschiffung des Basalt getreten ist, der am Hummelsberge und weiterhin im Westerwald gebrochen und bis nach Russland verfrachtet wird.

Diese Stetigkeit der Entwicklung hat zwei Stadtbilder geschaffen und erhalten, die zu den eindrucksvollsten am ganzen Rhein gehören. Sie repräsentieren die beiden Stadtgrundrisse, die für das rechte Rheinufer — dem die durch römische militärische Anlagen bedingte dritte Spielart der rheinischen Stadt fehlt — charakteristisch sind: Erpel, das dem Strom parallel liegende langgezogene Rechteck, das aus dem Strassendorf entstanden ist, Linz die durch die Mündung eines Baches bedingte Anlage, dessen Lauf den Mauerzug und den Organismus des Strassennetzes mit bestimmt.

Von der Ludendorffbrücke genießt man das stille und doch so einprägsame Bild des Städtchens —, korrekter gesagt „der freien Bauernschaft“ Erpel. Noch steht die alte Rheinmauer, sie ward nur ihrer Zinnen beraubt. Hinter ihr dehnen sich tiefe Terrassen mit Kastanien- und Lindenalleen; vornehme Gartenpavillons, feingeschmiedete, balkonartig ausgebauchte Eisengitter zeugen von dem Lebensstil, der in den breitgelagerten Herrenhäusern gepflegt ward. Über sie hinaus ragt der Kirchturm der Stauferzeit, in dessen reicher und klarer Dekoration noch die heitere mittelhheinische Linienkunst lebt, die hier doch gleich der strengeren kölnischen ihre Ausdruckskraft auch für die Weit- und Hochsicht behält. — Vom alten Rheintor, das etwa in der Mitte des Mauerzugs lag, ist nur die rundbogige Durchfahrt erhalten geblieben, über den Bogenfries, der das Untergeschoss abschloss, sind zwei Fensterachsen eines barocken Wohnhauses hinübergebaut — ein Stich Merians vom Jahre 1645 zeigt uns dieses Tor hoch und trotzig mit mächtigem Fachwerkaufsatz und schlanken Ecktürmchen. Erhalten blieb das Niedertor: es trägt noch heute dasselbe steile, abgewalmte Satteldach wie auf dem alten Stich. Unter seinem Bogen bietet sich der Blick in die leicht geschwungene, leicht ansteigende Hauptstrasse des Ortes. Behagliche, zweistöckige Häuser — einige als Einzelgehöft, auf Winkelgrundriss, mit mächtigem Einfahrtstör in der den Hofraum abschliessenden Mauer —, der Giebel umfasst meist nur einzelne Achsen, willkürlich auf die Seite oder gar an eine Ecke gerückt, nur gegenüber der Mündung einer Seitengasse bildet sich ein solches Häuslein wohl auch ganz bewusst als steilragender Strassenschluss. — Der sogenannte Markt des Fleckens ist nahe dem Obertor gelegen: nur eine dreieckförmige Erweiterung der Hauptstrasse am höchsten Punkte ihres Zuges; zwei Gassen führen hinab zum Rhein — auf Merians Stich entsprechen ihnen zwei kleine Pforten der Stadtmauer — eine dritte wendet sich nach der landseitigen Mauer. Ein Brunnenpfeiler von 1735 ziert diesen bescheidenen Markt, der keinen Platz bietet für repräsentative Gebäude; sie liegen etwas abseits, dem Rheine zugewandt, Kirche und Rathaus.

Den Raumeindruck der kleinen, niederen Kirche beherrscht das Barock. Rücksichtslos hat es in den Organismus des mittelalterlichen Emporenbaues ein-

gegriffen, hat das östliche Pfeilerpaar mitsamt der Empore niedergelegt und einen mächtigen Bogen gespannt, der fast querschiffartig den Raum aufreisst. Auffallend ist, wie gut der breitgelagerte Chor des 13. Jahrhunderts sich diesem veränderten Raumbild einfügt. Er ist über hohen Blenden in breite spitzbogige Fenster aufgelöst, das neunteilige Gewölbe — acht Kappen- und eine Scheitelrippe — ruht auf derben Diensten, deren Kapitelle als romanische Rückbildungen des gotischen Knospenkapitells anzusehen sind. Ebenso die Dienste des Langhauses, das mit zwei quadratischen Rippengewölben eingedeckt ist. Das Erdgeschoss des Turmes — der älter ist, als die staufische Gliederung der äusseren Obergeschosse — scheint, nach dem altertümlichen, heute sehr tief liegenden Kämpferprofil des Bogens zu urteilen, schon ursprünglich in die Kirche einbezogen gewesen zu sein. Die seltsame Erscheinung, dass die Achse der südlichen Arkadenpfeiler den Turmeingang überschneidet ist heute nicht mehr zu erklären.

Nahe der Kirche liegt der schlicht-vornehme Rokokobau des Rathauses. Zweistöckig, mit sieben Achsen, Mansarddach und kleinem Glockentürmchen, wirkt der grau verputzte Bau mit Profilen in rotem Sandstein durchaus repräsentativ; das kurkölnische Wappen in dem flachen Giebel über den drei Mittelachsen der Front steht hier ebenso würdig wie an irgend einem Monumentalbau der Hauptstadt. —

Das Stadtbild von Linz¹⁾ unterscheidet sich von dem Erpels und der meisten Uferstädte dadurch, dass die dem Rhein parallel laufende Strasse fehlt: so fehlen auch Ober- und Niedertor. Der Mauerzug bildet auch hier ein ungefähres Rechteck, doch ist ausnahmsweise die schmale Seite dem Strom zugewandt; die Hauptausdehnung der Stadt liegt landeinwärts dem Zuge des Kasbachtals folgend, und in dieser Richtung läuft auch die mehrfach gebrochene Hauptstrasse, die vom Rhein- und Neutor abgeschlossen wird. Nicht mehr eine einfache Erweiterung dieser Strasse bildet den Markt, wie im Dörfchen Erpel, sondern dieser Platz, der im Leben der Bürger eine ganz andere Rolle spielte, liegt neben der Hauptstrasse: bocksbeutelartig ausgeweitet schliesst er sich mit einem schmalen Flaschenhals der Strasse an, so dass Versammlungen, Märkte und Schaustellungen ganz von dem Durchgangsverkehr getrennt sich ausbreiten konnten. Den Marktplatz umsäumen wohlhabende Bürgerhäuser, im Fond steht ähnlich wie im niederrheinischen Calcar nach allen Seiten frei das Rathaus — hier noch durch das ansteigende Terrain in seiner Wirkung unterstützt.

Eine zweite Platzanlage ist unmittelbar an der Stadtmauer vor der erzbischöflichen Burg gebildet — sie ist nicht aus dem Organismus der Stadt erklärlich, sondern eben das Durchwachsen der Stadtmauer mit dieser Herrenburg bedingt gleichsam einen neutralen Raum zwischen den beiden Herrschaftsgebieten.

1) Das Klischee Linz (s. S. 347) wurde von der Buchdruckerei Schwann in Düsseldorf freundlichst geliehen.

Dieses Trutz-Linz innerhalb seiner eigenen Mauern gibt uns Nachgeborenen einen deutlichen Begriff von der Bedeutung einer Stadtbefestigung. Sie macht die Stadt, so klein sie sei, zu einem politischen Faktor, mit dem nicht nur im Kriegsfall der Feind, sondern in Krieg und Frieden auch der Landesherr rechnen muss. Eine eigene Garnison innerhalb der Mauer der Stadt halten und verproviantieren zu können, war eine nur selten erreichte ideale Sicherheitsforderung der Landesherrn. (Eine ähnliche Stadtanlage, bei der die Herrenburg auch die Köln zunächst gelegene Ecke der Rheinmauer einnimmt, entstand



gegen Ende des 14. Jahrhunderts, also nur wenig später als Linz, in Zons — das bekannteste Beispiel solcher landesherrlicher Sicherung innerhalb der Stadt bietet die freie Stadt Nürnberg, der gar zwei Burgen, des Kaisers und des Burggrafen auf dem beherrschenden Punkt des Stadtgebietes drohten.)

Linz hatte zu Anfang des 14. Jahrhunderts Stadtrechte erhalten; aus dieser Zeit stammte auch die Mauer, die, bis zum Jahre 1860 eine der besterhaltenen am Rhein, dem Vandalismus unserer Grossväter zum Opfer gefallen ist. (Es ist durchaus nicht richtig, dass der Eisenbahnviadukt den Fall wenigstens der rheinseitigen Mauer bedingt habe: selbst in seiner jetzigen Führung berührt er ihren Zug kaum, sie hätte leicht erhalten werden können, ebenso wie die drei anderen Mauerzüge.) Heute geben nur mehr einzelne Reste Zeugnis von dem wehrhaften Charakter der Befestigung, die im Jahre 1475 einer drei-

monatlichen Belagerung des Kurfürsten Albrecht Achilles standgehalten hat. Die Mauern sind aus quergelegten Basaltsäulen aufgerichtet, schmale Horizontalbänder von Schiefer laufen hindurch, vereinzelt sind auch Feldsteine eingesprenkt. Die beiden erhaltenen Tore, das Rhein- und Neutor zeigen die gleiche Technik mit grösserer Sorgfalt der Arbeit, an den Ecken Quaderverblendung in Trachyt. Dem Neutor, das wohl nach dem Brande der Oberstadt im Jahre 1391 errichtet wurde, hat die Barockzeit ein hohes Mansarddach über dem noch erhaltenen Zinnenkranz aufgestülpt; das elegant-repräsentative Rheintor zeigt an den Ecken Kragsteine für Dachtürmchen und unter dem Dachgesims einen nasenbesetzten Spitzbogenfries, das kleine polygonale Treppenturmchen, das der Innenseite angefügt ist, trägt das Wappen des Erzbischofs Ernst von Bayern und die Jahreszahl 1499. Die beiden Tore schliessen die west-östlich gerichtete Hauptstrasse ab — auffällig ist, dass diese zweimal stark gebrochen erscheint; an der ersten Biegung, dem Buttermarkt, setzt eine schmale Strasse, die Klostersgasse den ursprünglichen Zug der Hauptstrasse fort und schneidet die Mauer nördlich vom Neutor, also wesentlich näher ihrer Mitte, — es möchte also nicht ausgeschlossen sein, dass das „Neutor“ nach dem Stadtbrande etwas verschoben ward, wodurch seine ungewöhnliche Stellung unmittelbar an der Ecke der Mauer erkärt würde, ebenso wie die Führung zweier paralleler Strassen vom Buttermarkt aus nach Ost. — Das nördliche und das südliche Tor der Stadtbefestigung, die keine direkte Querverbindung abschlossen, lagen das eine in dem der Landseite zugewandten, das andere in dem dem Rheine nächstgelegenen Drittel der Mauerzüge. Erhalten geblieben sind die beiden Rundtürme, die die Ecken der Rheinmauer schützten: der Pulverturm an der Südecke und der mächtige, über rundem Unterbau ins Achteck übergeführte Turm der erzbischöflichen Burg an der Nordecke; ein dritter, der nahe der Kirche an der höchsten Stelle der ganzen Ummauerung sich erhob, ist niedergelegt worden.

Wer heute das Städtchen durchwandert, zwischen grossen und kleinen Bürgerhäusern umherschlendert, dem fallen vor dem Marktplatz, angesichts des gotischen Rathauses wohl die Worte Dehios ein: „So schlicht es ist, in diesem Hause wohnt die Macht“, — so deutlich prägt sich in diesem Bau sein vornehmster Beruf aus, der zu repräsentieren. — War doch das Rathaus einer mittelalterlichen Stadt ein ganz anderes als das einer heutigen! Nicht eine grössere oder geringere Zahl von Bureaus zu vereinigen, war sein Zweck, sondern gleich einem landesherrlichen Schloss repräsentierte es die höchste politische Gewalt. Die mittelalterliche Stadt war ja nicht verwaltungstechnisch eingegliedert in die grösseren Gemeinschaften, Provinz und Staat, sondern ihr Charakteristikum war gerade die Selbstverwaltung. Bürgermeister und Schöffen entschieden über alle lebenswichtigen Fragen der Gemeinde — selbst die landesherrlichen Rechte, z. B. Krieg zu führen und Frieden zu schliessen, Schulden aufzunehmen und Städte zu verpfänden, konnten durch geschickte Stadtpolitik stark beschränkt werden. Die zahllosen grossen und kleinen Städtebünde des 14. und 15. Jahrhunderts sind nicht nur gegen feindliche

Übergriffe gerichtet, sondern sind in erster Linie Trutzbündnisse gegen Übergriffe des Landesherrn: Linz selbst stand an der Spitze einer solchen Vereinigung, der „Linzer Eintracht“, der die rechtsrheinischen Ortschaften zwischen Wied und Sieg und auf dem linken Ufer auch Mehlem und Remagen angehörten.

Das Rathaus der mittelalterlichen Stadt gibt Ausdruck von ihrer Bedeutung. In Linz beherrscht es freistehend die Breitseite des Marktes, die schmalen Gassen (nur die linke erhalten), setzen es eindrucksvoll gegen die bürgerlichen Wohnhäuser ab, von denen es sich in Aufbau und Material unterscheidet. Der schwere Baukörper ist in verputztem Schieferbruchstein aufgeführt, die Ecken haben Hausteinverblendung; mit nur zwei Stockwerken erhebt er sich bis zur Höhe der drei- und vierstöckigen Bürgerhäuser. Auf architektonische Gliederung ist vollständig verzichtet, nur unter dem — verlorenen — Zinnenkranz lief ein nasenbesetzter Spitzbogenfries wie am Rheintor, und auch wie dort waren die Ecken durch vorgekragte Erker ausgezeichnet. Statt des riesigen steilen Satteldaches, das noch der Stich des Wenzel Hollar vom Jahre 1636 zeigt, ward 1707 ein Mansarddach mit Glockentürmchen erstellt. Damals ist auch die gedeckte äussere Treppe, die mit einem breiten Podest vor der Mittelachse des Obergeschosses, die die Tür enthielt, abschloss, entfernt, die Treppe ins Innere verlegt und die Mitteltüre des Erdgeschosses zwischen die alten gotischen Öffnungen eingebrochen worden. —

Anders als das Rathaus, das so sicher im Organismus der Stadt verankert ist, liegt die Kirche an der Peripherie, nahe dem höchsten Punkt der Stadtmauer; weder mit dem Markt noch mit der Hauptstrasse hat sie eine direkte Verbindung (es gibt sogar innerhalb der Stadt, in der Betlehemgasse einen Wegweiser „Zur Kirche“). Diese selbständige Lage und das Patronat des heiligen Martinus lassen vermuten, dass die Kirche in sehr alter Zeit als Eigenkirche des Grundherrn — vielleicht der Grafen von Sayn oder der Herren von Renneberg — gegründet und erst später zur Pfarrkirche der zu ihren Füßen entstandenen Ortschaft bestimmt worden ist. Man möchte annehmen, dass die oberhalb der starken Steigung zum Markt gelegenen Strassenzüge: Kirchstrasse - Betlehem - Totenborn - Halborn - Buttermarkt - Mittelstrasse, die ein ungefähres Quadrat ausserhalb der Hochwasserzone dicht neben der Kirche bilden, den ältesten Kern der Stadt umfassen.

Die Kirche, die heute mit zwei Fronten die Stadtansicht vom Rheine her und von jenseits des Kasbachtals beherrscht, entstammt einer späteren Zeit, ist aber älter als die Erteilung des Stadtrechtes. Die dreischiffige, gewölbte Emporenanlage ist ein Erweiterungsbau aus dem Beginn des 13. Jahrhunderts, der die alte romanische Pfeilerbasilika, deren Westturm und Mittelschiffarkaden erhalten blieben, im Raumeindruck völlig umgestaltete. Es scheint diese künstlerische Umgestaltung der Hauptzweck des Neubaus gewesen zu sein, der gegenüber der romanischen Anlage nicht wesentlich vergrössert wurde, wie der erhaltene Westturm und die doch wohl als Turmstümpfe zu deutenden, im heutigen Bestande unerklärlichen mächtigen Mauern, die die Mittelschiffarkaden östlich abschliessen, beweisen. (Auf der Südseite ist dieser romanische

Chorturm noch bis zur Höhe des Chordaches erhalten und wie ein verkrüppeltes Querschiff mit einem Giebel abgeschlossen.) Den Architekten scheint weniger die Raumgestaltung interessiert zu haben, als die Gliederung der Flächen: in der Dekoration liegt seine Stärke, ihr hat er auch praktisch die besten Kräfte zu gewinnen gewusst. Die schwellenden Blattkapitelle, die Profile der Basen und Schaftringe sind dekorativ höchst wirkungsvoll entworfen und technisch meisterhaft ausgeführt — im Gegensatz zu Erpel, wo — vielleicht demselben? — Meister nur sehr unzulängliche Steinmetzen zur Verfügung standen. Langsam nur scheint der Bau gefördert worden zu sein. Reif und sicher, mit vollkommener Beherrschung aller räumlichen und dekorativen Faktoren, unterscheidet sich der Chor in klassischer Klarheit und Fülle von der sprunghaften, lebendig-überlebendigen Behandlung der Seitenschiffe, deren Details weit derber in Form und Arbeit sind. Die prächtig-schweren Gewölbedienste des Mittelschiffs und ihre, mit je vier zierlichen Rundstäben zwischen Kehlen reich und rassig gegliederten Gurtbogen aber gehören noch dem Chormeister an. Die Gliederung des Äusseren — nur am Chorhaupt erhalten — zeigt eine andere, unsichere Hand; im Gegensatz zu der stark plastischen Behandlung des Innern ist sie flach und ausdruckslos. Der leere Plattenfries unter dem Dachgesims und die Wasserschläge der Eckkisenen beweisen, dass die neuen gotischen Formen noch nicht verstanden wurden und die alten staufischen nicht mehr.

Der Aussenbau des Langhauses gehört, wie auch die Sterngewölbe des Mittelschiffs der Spätgotik an. Sie hat dem romanischen Westturm, der durch den hohen und breiten Neubau des 13. Jahrhunderts ganz um seine Wirkung gekommen war, den am Fusse eingeschnürten, achtseitigen Spitzhelm aufgesetzt, der das Wahrzeichen der Stadt geworden ist, hat mit der verschiedenen Ausgestaltung der Seitenschifffronten — auf dem Stich des Wenzel Hollar zeigt sich das südliche noch mit hohem Dachhelm — den malerischen Charakter der Westseite bestimmt und hat die der Stadt zugewandte Nordseite der Kirche durch quergestellte Giebeldächer über den Seitenschiffen reich und einigermaßen imposant ausgestaltet. Die Kleinarbeit dieser Zeit, die Profile der feingegliederten Fensterrahmen, die zierlichen Basen ihrer Pfosten und das Masswerk sind in Sandstein sorgfältig und korrekt gegeben.

Reich ist die Kirche an Resten alter Freskomalerei — nur leider sind die bedeutenden Wandgemälde des Übergangstils früh genug aufgedeckt worden, dass eine unkundige Restauration ihre künstlerische Handschrift fälschen konnte und nur das dekorative Schema erhalten blieb. Die grossen Ädikulen über den Mittelschiffpfeilern, in denen je eine Heiligenfigur in hieratischer Frontalität dargestellt ist, zeugen für das tektonische Empfinden des Malers, die fliegenden Engel, die in die Bogenzwickel hineinkomponiert sind, für sein Temperament und sein zeichnerisches Können; in der interessanten Darstellung der Wallfahrt zum heiligen Jakob von Compostella ist uns eine der frühesten nordischen Landschaftsmalereien erhalten.

Bauern- und Bürgerhäuser der beiden kleinen Städtchen geben uns in ihrer äusseren Erscheinung Aufschluss über Leben und Lebensgewohnheiten

ihrer Bewohner — eindringlicher aber sprechen zu uns, tiefer ergreifen uns die Bauten, in denen jene vergangenen Geschlechter die Symbole von des Lebens grossen Gütern, Macht und Kunst, gestaltet haben: Stadtbefestigung, Rathaus und Kirche.

Am 25. Juli 1926 fand die Generalversammlung statt. Nach Schluss des geschäftlichen Teiles sprach Prof. Dr. Levison: **Über die Entwicklung der Kölner Legende von den elftausend Jungfrauen.** Der Vortrag erscheint im Bonner Jahrbuch 132 als Aufsatz.